

Michel Husson

Surfen auf der langen Welle

Robert Brenners Beitrag zur Geschichte des Nachkriegskapitalismus hat die Debatte stimuliert, die hier von einem kritischen Ansatz aus geführt werden soll. Anschließend werden einige Alternativen zum Funktionieren des gegenwärtigen Kapitalismus präsentiert (Brenner 1998).

Eine zu diskutierende Konzeption der Konkurrenz

Brenners Analyse beruht im Wesentlichen auf einem theoretischen Modell, bei dem die Profitrate proportional zur konkurrenzbedingten Preissenkung fällt. Meiner Einsicht nach ist dieses Gedankenschema weder mit dem Wertgesetz noch mit dem konkreten Funktionieren des Kapitalismus vereinbar.

Die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivität führt natürlich zur Verringerung der zur Herstellung einer bestimmten Ware gesellschaftlich notwendigen Arbeit und damit ihres Preises. Aber warum sollte dies zur Senkung der Profitrate führen? Brenner sieht diese Beziehung als einigermaßen selbstverständlich an, weil er im Rahmen einer Branche argumentiert. Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ergibt sich ein anderes Resultat: Wenn der gleiche Warenkorb unter geringerem Arbeitsaufwand produziert wird, vermehrt sich der Anteil der Mehrarbeit an der gesellschaftlichen Arbeit und mit ihm die Ausbeutungsrate. Die Entwicklung der Produktivität bei der Herstellung der Gesamtheit der Gebrauchswerte erzeugt das, was Marx den relativen Mehrwert nennt. Insofern muss die Profitrate steigen außer in dem Fall, wo dieser Produktivitätszuwachs nur mittels einer noch höheren Aufwendung an Fixkapital erreicht worden ist, oder falls gleichzeitig der reale Lohn schneller als die Produktivität gewachsen ist. Das stellt auch Brenner fest: »Wenn die Lohnabhängigen die Preiserhöhung nicht in Form einer Realloohnerhöhung abgegolten bekommen, ist das Ergebnis eine Erhöhung der allgemeinen Profitrate.« (Brenner 1998: 25)

Das paradoxe Ergebnis in Brenners Analyse beruht auf Überlegungen, die sich auf die Konkurrenz innerhalb einer, ein bestimmtes Produkt erzeugenden Branche konzentrieren. Der Durchschnittspreis dieses Gutes wird, vereinfacht gesagt, erreicht, in dem man das Quantum der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit durch die Anzahl der hergestellten Produkte dividiert. Wenn das Volumen der Güter gleichbleibt, senkt jeder Produktivitätsfortschritt den Durchschnittspreis, weil sich das Quantum an notwendiger Arbeit reduziert. Das aber führt zwangsläufig zu einem Schrumpfen der Branche, deren Profit auf Grund des Sinkens des Volumens des zur Ausbeutung eingesetzten variablen Kapitals abfallen wird. Die Verallgemeinerung einer solchen Konfiguration führt zu einem offensichtlichen Fehlschluss, außer in dem Falle, wo Produktivitätsgewinne mit einem Nullwachstum in allen Produktionssektoren zusammenfallen.

Aber selbst dieser Fall würde nicht automatisch zu einem Absinken des Ausbeutungsgrades führen, wenn variables Kapital und Mehrwert proportional zurückgegangen wären. Der Fall der Profitrate wäre hier nicht das Ergebnis von Produktivitätssteigerungen, sondern einer sehr spezifischen Konfiguration, bei einem Nullzuwachs an Produktivität und Wachstum. Anders gesagt zieht Brenners Analyse nicht die Dynamik der Kapitalakkumulation und -reproduktion in Betracht. Seine Überlegungen resultieren im Grunde aus der Untersuchung eines partiellen Gleichgewichtes.

Eine solche schwerwiegende Kritik verlangt Präzision und ein detailliertes Eingehen auf seine Ausführungen, die im folgenden kondensiert sind: »Der ›normale‹ Ausgleichsprozess – der zur Verdrängung der kostenintensivsten durch die wettbewerbsfähigeren Unternehmen führen müsste – funktioniert ganz einfach nicht auf Grund des in diesen Firmen angelegten Fixkapitals. Die Branchenproduktion wird also zu einem von den niedrigsten Produktionskosten bestimmten Preis realisiert. Die kostensparenden Unternehmen erzielen die vorhergehende Profitrate und jene, denen es nicht gelungen ist, ihre Kosten zu senken, müssen sich mit einer reduzierten Profitrate zufrieden geben. Technisch gesehen ist diese Aneignung von Marktanteilen dank ihrer reduzierten Preise durch die wettbewerbsfähigsten Unternehmen gleichzusetzen mit einer Überinvestition, die zu einer bestimmten Überkapazität und -produktion in der Branche führt, *auch unter den Bedingungen einer gleichbleibenden Profitrate (Hervorhebung vom Autor)*. Einige kostenintensive Betriebe mussten

einen Teil ihres Kapitals liquidieren, weil ihr Marktanteil zurückgegangen ist, so dass nur mehr ein Teil der Nachfrage befriedigt werden konnte. Um weiterzubestehen, blieb ihnen nur die Wahl, ihre Produkte zu einer niedrigeren Profitrate als vorher zu verkaufen. Das Auftauchen neuer Produzenten mit niedrigen Kosten führt also nicht zu einer Erhöhung der Profitrate in der Branche, sondern zu ihrer Absenkung. Trotzdem befindet sich die Branche ›im Gleichgewicht‹ und eine spätere Veränderung ist nicht zu erwarten, weil jedes Unternehmen höchstwahrscheinlich die bestmögliche Profitrate realisiert. Die Senkung der Profitrate der Branche nimmt die charakteristische Form einer gleichzeitigen Baisse des Verhältnisses Produkt/Kapital und des Profites an, das arithmetisch ausgedrückt die Unmöglichkeit für kostenintensive Unternehmen aufzeigt, ihre Preise auf Grund einer ihre Produkte betreffenden unzureichenden Nachfrage ausreichend zu erhöhen.« (Brenner 1998: 22)

In diesem Zitat werden die Postulate von Brenners Modell deutlich. Dazu gehört die Feststellung, dass die neu auftretenden, kostensparenden Unternehmen den Preis fixieren. Diese Überlegung ist sehr strittig, denn die Bildung des Marktpreises hängt weitgehend von der Angebotsstruktur ab. Im allgemeinen gelten die durchschnittlichen, und nicht die marginalen Produktionsbedingungen, als Bezugspunkt (Carchedi 1991). Warum? Weil die kostensparenden Firmen auf Grund ihrer Größe nicht die gesamte Nachfrage und nicht einmal einen ausreichenden Teil davon befriedigen können. Das, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als gesellschaftlich notwendige Arbeit bezeichnet wird, entspricht den durchschnittlichen Produktionsbedingungen. Die gleiche Überlegung ist auch auf das Fixkapital anzuwenden, das Brenner zu Recht als ein Schlüsselement der Wertschöpfung ansieht. Hier geht es um die weit grundsätzlichere theoretische Auseinandersetzung über die Wert-Preis-Transformation, wobei die Diskussion vor allem um die Rolle des Fixkapitals kreist. Dabei geht es auch um die Frage, ob die marginalen Bedingungen das eingesetzte Kapital unmittelbar entwerten. Vernichtet die leistungsfähigere und billigere Maschinerie nicht, zumindest teilweise, die Möglichkeit, die alte Maschinerie in die Kosten zu übernehmen, das heißt, ihren Wert in die Waren umzuschlagen? Auch hier steht die Antwort in Beziehung zur gesellschaftlich notwendigen Arbeit. Wenn alte Maschinen zur Befriedigung der Nachfrage benötigt werden, heißt das, dass diese tote Arbeit gesellschaftlich notwendig ist. So wird die gesellschaftlich not-

wendige Arbeit nicht nur in Hinblick auf die optimalen Produktionsbedingungen definiert, sondern auch in Bezug auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, und das auf einem Niveau, das im Bereich einer Branche nicht ausreichend analysiert werden kann. Dieser Punkt wird häufig vernachlässigt, so als ob die Einbeziehung der gesellschaftlichen Nachfrage nicht legitim wäre, wenn es sich darum handelt, die Kapitalverwertungsbedingungen zu untersuchen. Vielleicht kann ein Marx-Zitat dazu beitragen, von der Notwendigkeit einer solchen Artikulation zu überzeugen: »Damit eine Ware zu ihrem Marktwert verkauft wird, d.h. im Verhältnis zu der in ihr enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeit, muss das Gesamtquantum gesellschaftlicher Arbeit, welches auf die Gesamtmasse dieser Warenart verwendet wird, dem Quantum des gesellschaftlichen Bedürfnisses für sie entsprechen, d.h. des zahlungsfähigen gesellschaftlichen Bedürfnisses.« (Marx 1973: 202)

Die vergessene Inflation

In Brenners Interpretationsschema spielen die Preissenkung, und damit die aus der Konkurrenz resultierende Profitsenkung eine wesentliche Rolle. Aber wie ist dieses Schema mit der Inflation vereinbar? Eines der wesentlichen Merkmale der Nachkriegsexpansion besteht im kontinuierlichen Wachstum des allgemeinen Preisniveaus, ein Phänomen, das keinen historischen Vergleich kennt. Wird dieses Faktum nicht mit in die Betrachtung einbezogen, wird die Bildung der Durchschnittspreise von der Bestimmung des allgemeinen Preisniveaus abgekoppelt. Dieser Prozess einer permanenten Inflation steht aber in der Realität in Beziehung einerseits zum wachsenden Gewicht der Monopole, die dazu tendieren, die Wirkung der Konkurrenz über die Preise (daher der Ausdruck ›monopolistische Regulation‹ – Boyer 1977) zu begrenzen, und andererseits zu einer fortschreitenden Sozialisierung des die Wertzeichen schaffenden Kreditsystems, womit günstige Bedingungen für eine ständige Preisentwicklung geschaffen werden sollen. Für die Regulationstheoretiker ist die Inflation eine spezifische Finanzierungsform, eine antizipative Verwertung der Kapitalakkumulation, das heißt eigentlich ein Element der Sozialisierung und damit der Regulation der kapitalistischen Konkurrenz. In einem bemerkenswerten Artikel fasst Aglietta diese neuen Züge so zusam-

men: »Der Rückgang der Zahlungsbelastung beim Kapitaleinsatz macht die Entwertung zu einer dauerhaften Erscheinung und verhindert so den Einbruch des Wachstumsregimes, stellt aber auch die Reservefunktion der Währung in Frage und trägt so mit dazu bei, das Vertrauen in die Währung zu zerstören, auf der das gesamte Wirtschaftssystem beruht.« (Aglietta 1980)

Der regulationstheoretische Ansatz verkennt diesen widersprüchlichen Aspekt, im Gegensatz zur Analyse eines Mandel: »Die Funktion der Dauerinflation im dritten Zeitalter des Kapitalismus besteht gleichzeitig darin, die Wertsenkung der Waren zu verschleiern, die Kapitalakkumulation zu erleichtern, die Anhebung des Mehrwertes zu maskieren und zeitweise die Schwierigkeiten der Mehrwertrealisierung mittels einer Kreditausdehnung zu überwinden. Die Grenzen, an die diese ›kriechende Inflation‹ stößt, werden deutlich, wenn sie durch ihre eigene Beschleunigung ihre Funktion verliert.« (Mandel 1997: 345-346)

Diese angekündigte Wende fand tatsächlich statt; die Inflation verlor ihre Funktion gänzlich, und wurde eine Zielscheibe der neoliberalen Politik, wobei in Wirklichkeit die Löhne ins Visier genommen wurden. In der allgemeinen Logik Brenners, in der die interkapitalistische Konkurrenz dominiert, macht diese Umkehrung wenig Sinn.

Die Krise: eine Krise der Weltwirtschaft

Einen wesentlichen Beitrag leistet Brenner, wenn er die innerkapitalistischen Widersprüche als Elemente einer allgemeinen Theorie der Krise herausarbeitet. Dieser Aspekt wird tatsächlich allzuhäufig unterbelichtet zu Gunsten einer Gegenüberstellung von national angelegten Analysen oder gar einer Unkenntnis nationaler Besonderheiten. Brenner hingegen treibt diese Logik zu weit, wenn er daraus eine monokausale Erklärung ableitet. Seiner Ansicht nach gründet die Krise in der Konkurrenz der Kapitale, wobei insbesondere deren internationale Dimension beleuchtet werden müsse. Diese Argumentationslinie wird bei ihm bis ins Extrem entwickelt, was die Gefahr eines Widerspruchs in der Argumentation bezüglich der Aufholtheorie mit sich bringt. Diese These ist auch die Grundlage der Analyse der von Europa und Japan ausgehenden Konkurrenz: »Unterdessen ist es einigen, erst relativ spät entwickelten Zonen der Weltwirtschaft – inbe-

sondere Japan und Deutschland und in letzter Zeit einem Teil Ostasiens – gelungen, von ihren potentiellen Vorteilen zu profitieren: der Anwendung bereits vorhandener Technologien, ohne für die F+E-Kosten aufkommen zu müssen, dem geringeren sozio-ökonomischen Entwicklungsstand und den internationalen Hegemonialverhältnissen. Die Verknüpfung und der Austausch zwischen dem früher und dem später entwickelten Block haben maßgeblich die lange Boomphase wie auch den langen Abschwung geprägt.« (Brenner 1998: 35)

Diese klassische Formulierung der Aufholtheorie wird ergänzt durch eine genaue Beschreibung der eingeschlagenen Wege: »Es ist zu betonen, dass die deutsche und japanische Ökonomie diesen wirklich beeindruckenden Wachstumsprozess nur in dem Maße tatsächlich entfalten konnten, wie es ihnen gelang, Marktanteile – hauptsächlich auf Kosten der USA und (des Vereinigten Königreiches) – zu erobern. (...) Deshalb konnten sich diese neuen Konkurrenten tatsächlich nur so weit entwickeln, wie es die wirtschaftlichen Beziehungen zum Weltmarktführer und im besonderen zu seinen Märkten erlaubten.« (Brenner 1998: 35)

Only by virtue – die häufige Verwendung dieses Ausdrucks macht die Zwiespältigkeit in Brenners Analyse deutlich. Das europäische Nachkriegswachstum beruhte in Wirklichkeit auf einer bedeutenden Entwicklung des Binnenmarktes im Zusammenhang mit einer ebenso spektakulären Kapitalakkumulation. Brenner vertritt die Auffassung, dass diese Erklärung für sich unzureichend sei: »Obwohl die japanische und deutsche Wirtschaft ihre ökonomische Dynamik auf die Kapazität ihrer Binnenmärkte stützen konnten, haben sie ihr beeindruckendes Wachstum nur durch die Maximierung ihrer Exporte erzielt. Ihre Fähigkeit, einige, bisher von den US- (oder GB-) Produzenten gehaltene Marktanteile, zu gewinnen, hat sich als entscheidend erwiesen.« (Brenner 1998: 46)

Diese Zitate sollen belegen, dass Brenners These hier keineswegs karikiert werden soll, und gleichzeitig aufzeigen, wie sehr die Absolutheit der Formulierungen sie anfechtbar macht. Es ist evident, dass die Nachkriegszeit mit einer Veränderung der entsprechenden Marktanteile einhergegangen ist. Aber dass das Wachstum Europas und Japans nur mit deren Fähigkeit, sich US-Marktanteile anzueignen, zu erklären wäre, ist eine unzulässige Vereinfachung, was ja auch von den spärlichen, von Brenner gelieferten Zahlen selbst illustriert wird (siehe Tabelle 1). Man stellt hier zum Beispiel fest, dass der Exportanteil

am Bruttosozialprodukt der USA – was sein Niveau oder seine Entwicklung betrifft – dem Japans sehr nahe kommt. Warum sollten in diesem Fall Japan und nicht die USA vom Weltmarkt profitiert haben? Beide Ökonomien sind zudem relativ abgeschlossen, sodass man äußeren Variablen kaum eine entscheidende Rolle zusprechen kann. Europas Öffnung gegenüber dem Weltmarkt ist demgegenüber viel größer und hat in dieser Periode stark zugenommen. Man müsste aber aus dieser Progression das sehr signifikante Wachstum des innereuropäischen Wirtschaftsaustausches herausfiltern, das der Konstitution eines dichten Binnenmarktes entspringt und nicht der Erroberung äußerer Marktanteile.

Tabelle 1: Exportanteile in % Bruttoinlandsprodukts

	1950	1965	1973
OECD-Europa	12.7	18.1	25.6
USA	4.3	5.1	6.9
Japan	4.7	5.6	7.9

Quelle: Brenner, Tabelle 8, S. 104

An anderer Stelle relativiert Brenner seine Vorstellungen über den Aufholprozess: Dieser »ist kräftig durch heimischen und breitgestreute Einsatz technologischer Verbesserungen in den Ökonomien der neuen Konkurrenten unterstützt worden, wobei diese aus Lernprozessen hervorgingen, die durch das ungewöhnlich hohe Investitionsniveau gefördert wurden.« (Brenner 1998: 244)

Man kann also bemerken, dass Brenner im Hinblick auf den Nachholeffekt und die Dynamik des Nachkriegskapitalismus zwischen zwei Thesen schwankt. Jedenfalls bietet seine Präsentation den Vorteil, eine grundsätzliche Dimension in die Erklärung der, zu Mitte der 80er Jahre stattfindenden, interkapitalistischen Neustrukturierung einzuführen. Völlig zu Recht charakterisiert er das Plaza-Abkommen aus dem Jahr 1985 als eine wesentliche Wende, die die Vorherrschaft der Vereinigten Staaten etabliert. Diese beruht zunächst auf deren Fähigkeit, die Finanzierung des Defizits ihre Außenbilanz sicherzustellen. So haben die USA im Laufe des letzten Zyklus (1991-1998) ein beträchtliches Defizit in der Höhe von 9000 Milliarden Dollar aufgehäuft, davon 229 allein im Jahr 1998. In der gleichen Periode hat Japan 8300 Milliarden Überschüsse erwirtschaftet und die Europäische Union 2400. Kurz

gesagt, das wachsende amerikanische Defizit wird aus den japanischen und europäischen Überschüssen finanziert.

Das zweite Element der Vormachtstellung durch die USA besteht in ihrer Fähigkeit, diese Finanzierung trotz der mittelfristigen Abwertung ihrer Währung durchzusetzen. Die Wende zu Beginn der 80er Jahre, mit dem sprunghaften Anstieg der Zinssätze, ging erst einmal mit einer signifikanten Aufwertung des Dollars (fast 50% zwischen 1980 und 1985) einher. Diese überspannte Bewegung provozierte ein Ansteigen des Außendefizits der USA, das mit über 3% des Brutto-sozialprodukts für eine nur schwach gegenüber dem Weltmarkt geöffnete Ökonomie ein beträchtliches Niveau erreichte. Der zwischen den fünf größten kapitalistischen Ländern im September 1985 abgeschlossene Vertrag von Plaza beinhaltete eine bedeutende Abwertung des Dollars, die den übrigen Ländern im Namen der internationalen Währungskonzertation aufgezwungen wurde. Im Zeitraum von drei Jahren (1985-88) verzeichnete der Yen einen Wertzuwachs von 46%, die D-Mark von 40%, der französische Franc von 37% und das Pfund von 28% gegenüber der us-amerikanischen Währung. Die relative Wettbewerbsfähigkeit der US-Produkte wurde dadurch entsprechend verbessert. Beim Wachstum verzeichneten die USA in der Periode von 1991-1998 ziemlich zufriedenstellende, wenn auch nicht außergewöhnliche Zuwachsraten von durchschnittlich 3,1%. Japan stagniert im gleichen Zeitraum faktisch mit jahresdurchschnittlichen Wachstumsraten von 0,8%, und die Europäische Union verzeichnet ein Plus von durchschnittlich 1,8% des Brutto-sozialprodukts. Der Anteil der USA am zusammengerechneten Brutto-sozialprodukt der sechs Hauptländer steigt von 45,3% auf 47,4% (und der Beschäftigungsanteil von 39,1% auf 41,9%). Die Arbeitslosenrate in den USA sinkt gleichzeitig um 2,2%, während sie in Japan um 2,1% und in der Europäischen Union um 2,2% ansteigt. Es handelt sich um mehr als bloße Simultanität: Die Verteilung von weltwirtschaftlichem Wachstum zwischen den Staaten reagiert heute sensibel auf die Währungsrelationen. Die Dollar-aufwertung von 14%, in Folge dessen, was Brenner den »umgekehrten Plaza-Vertrag« vom Frühjahr 1995 nennt, reichte aus, um die europäische Ökonomie hauptsächlich über die Exporte anzukurbeln. Hier kann man die Sensibilität des Wechselkurses Dollar/Euro ermes-sen, die die materielle Basis für die vorhersehbaren Spannungen zwischen den Vereinigten Staaten und Europa darstellt, worauf Brenner zu Recht aufmerksam macht. Hingegen kann man ihm nicht bei sei-

nem Projekt folgen, diesen Aspekt zu privilegieren und alle anderen Faktoren der Entwicklung der Profitrate zu relativieren.

Die Entwicklung der Profitrate und ihre Determinanten

Eine der Kuriositäten in der marxistischen Wirtschaftsanalyse besteht darin, über den Fall der Profitrate zu diskutieren, obwohl diese seit mehr als fünfzehn Jahren ansteigt. Die Wende datiert aus den Jahren 1981-1982: Seit diesem Zeitpunkt stieg die Profitrate in den USA um 43%, und in Europa um 32% (siehe Abbildungen 1 und 2). Das Profil dieser beiden großen Zonen der Weltwirtschaft weist tatsächlich eine große Ähnlichkeit auf. Nur in Japan begann die Profitrate in den 90er Jahren – nach einem Anstieg in den 80er Jahren – zu fallen.

Der große Unterschied zwischen den Vereinigten Staaten und Europa findet sich in den Modalitäten dieser Entwicklung, die man untersuchen kann, indem man die Profitrate als Produkt zweier Variablen zerlegt: Die erste ist der Profitanteil in einem Produkt, der approximativ den Ausbeutungsgrad darstellt. Die zweite ist die Effizienz des Kapitals, das Verhältnis vom Produkt zum Nettokapital. Diese zweite Variable wird in laufenden Preisen gemessen, sodass sie nicht nur rein ›technologisch‹ bestimmt wird. Es wäre wichtig, diese vergleichende Studie zu vertiefen, deren Schwierigkeiten man nicht unterschätzen sollte. Dennoch liefert sie eine klare Auskunft bezüglich des respektiven Beitrags der beiden Faktoren, wie es aus den Abbildungen 1 und 2 abzulesen ist.

Tabelle 2: Beiträge zur Entwicklung der Profitrate (Angaben in %)

		1965-1982 (Abschwung)	1982-1997 (Aufschwung)
USA	Ausbeutung	29	29
	Kapitaleffizienz	71	71
Europa	Ausbeutung	36	69
	Kapitaleffizienz	64	31

Für Europa (Deutschland, Frankreich, Vereinigtes Königreich, Italien, Spanien) sind die Angaben nach OECD 1998 berechnet. Für die Vereinigten Staaten wurden die von Duménil und Lévy (1994) zur Verfügung gestellten Daten herangezogen.

Quelle: Duménil et Lévy, OCDE

Abbildung 1: Die Profitrate in den USA

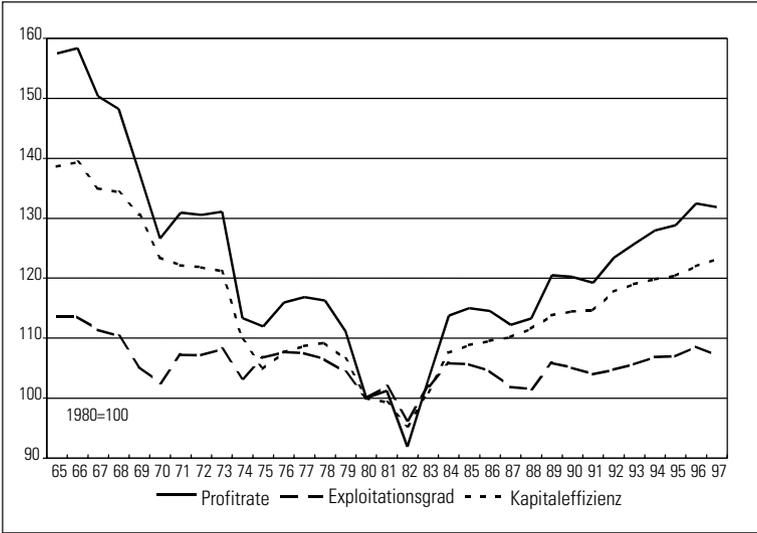
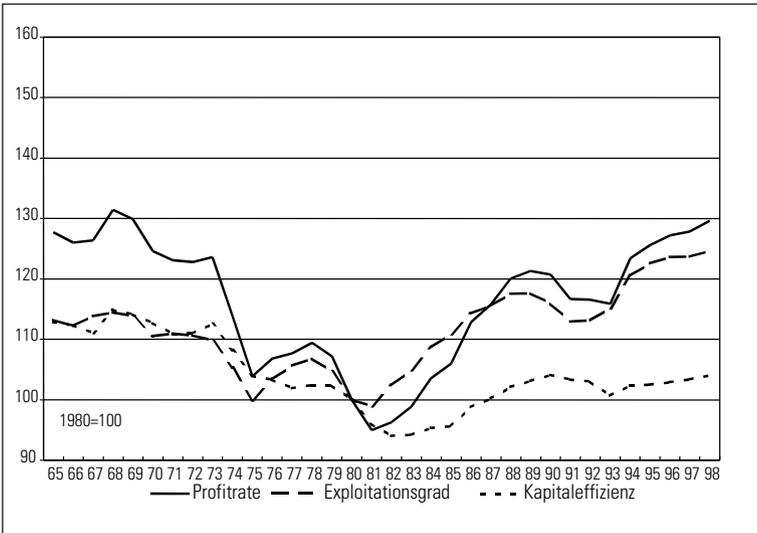


Abbildung 2: Die Profitrate in Europa



Das erste Ergebnis bezieht sich auf die Kombination zwischen Ausbeutung und Effizienz des Kapitals: Es ist eine Koinzidenz – in den USA absolut konstant und zeigt sowohl beim Ansteigen als auch beim Abfallen den übergewichtigen Beitrag des Faktors ›Effizienz des Kapitals‹ (siehe Tabelle 2). Qualitativ unterscheiden sich die Ergebnisse für Europa in der absteigenden Phase der Profitrate (1965-1982). In beiden Fällen geht die Profitrate zu einem Drittel auf die Ausbeutungsrate und zu zwei Drittel auf die Kapitaleffizienz zurück. Damit bestätigen sich teilweise Brenners Behauptungen über die entscheidende Funktion dieses zweiten Faktors.

Ganz anders präsentiert sich hingegen die Phase des Wiederanstiegens der Profitrate (1982-1997). Die Proportionen sind in den USA gleichbleibend, während sie sich in Europa umkehren; hier beruht das Wiederanstiegen der Profitrate in erster Linie auf der Steigerung der Ausbeutungsrate. In Japan ist die Konfiguration eine andere: Der starke Abfall der Profitrate zwischen 1965 und 1982 erklärt sich gleichermaßen aus der Entwicklung der Ausbeutungsrate und der Kapitaleffizienz. Die letzte Periode wird hier von einer relativen Stabilität der Profitrate charakterisiert.

Eine Verfeinerung der Untersuchung wird auf Grund solcher Unterschiede notwendig, und kann mittels einer Zerlegung der Profitrate, nicht wie bisher in zwei, sondern in drei Faktoren erreicht werden. Im marxistischen Denken bezieht sich die binäre Zerlegung der Profitrate auf die klassische Formel der Abhängigkeit der Profitrate vom Ausbeutungsgrad und der Zusammensetzung des organischen Kapitals. Diese beiden Größen sind aber nicht trennbar, da sie beide von der Arbeitsproduktivität abhängen. Wenn man diese Komponente isoliert, werden zwei Determinanten sichtbar:

- der Ausbeutungsgrad hängt von der relativen Entwicklung von Lohn und Arbeitsproduktivität ab;
- die Effizienz des Kapitals hängt von der relativen Entwicklung des Kapitals pro Kopf und der Arbeitsproduktivität ab.

So wird es möglich, den Unterschied zwischen USA und Europa (siehe Tabelle 3) einzusehen. Dieser hängt im wesentlichen nicht von dem – in beiden Zonen kontinuierlichen – Lohnwachstum ab, sondern vor allem von den Produktionsbedingungen, die man folgendermaßen zusammenfassen kann: In Europa steigt das *Pro-Kopf-Kapital* fast drei Mal schneller als in den USA, führt aber nur zur Verdoppelung der Produktivitätsgewinne. Unter diesen Bedingungen ist die

Progression der Profitrate in Europa niedriger, und macht eine signifikante Veränderung bezüglich der Mehrwertverteilung notwendig, was eine Steigerung der Ausbeutungsrate bedeutet.

Tabelle 3: Die Determinanten der Profitrate 1982-1997 (Angaben in %)

	USA	Europa
Pro-Kopf-Kapital	0.7	1.9
Produktivität	1.2	1.7
Reallohn	0.8	1.0
Profitrate	2.4	1.9

Durchschnittliche jährliche Wachstumsrate 1982-1997

Die Zerlegung der Profitrate in drei Faktoren ermöglicht also drei wesentliche Größen zu unterscheiden: den Reallohn, die Arbeitsproduktivität (pro Kopf) und die Kapitalszusammensetzung (pro Kopf). Es ist die interaktive Entwicklung dieser drei Größen, die die Evolution der Profitrate bestimmt. Wie verlaufen die Gesetzmäßigkeiten in dieser Wechselwirkung? Drei können unterschieden werden: die Produktionsfunktion, die Marktausdehnung, die Lohnnormen. Mit Absicht bezeichne ich diese drei Begriffe in einer, dem Marxismus fremden Terminologie, wobei zu unterstreichen ist, dass auch der Marxismus diese verschiedenen Aspekte behandeln muss.

Die Produktionsfunktion besteht in Wirklichkeit aus zwei wesentlichen, sich an der Schnittstelle zwischen Technologie und sozialen Beziehungen situierenden Aktionen. Die erste hat sozial-technischen Charakter: Sie beschreibt die Rentabilität – in der Form von Produktivität – der Steigerung des Kapitals. Ob ein Kapitalzuwachs pro Kopf die Arbeitsproduktivität erhöht oder nicht, das ist eine entscheidende Variable der Analyse der Profitrate. In diesem Punkt verwechselt Brenner zwei Aspekte in der Beziehung zwischen Akkumulation und Produktivität. Eine seiner wesentlichen Thesen besagt, dass die Produktivitätsentwicklung kein autonomer Faktor der Profitratenentwicklung sein kann, da sie aus der Kapitalakkumulation resultiert, die von der Profitrate diktiert wird. Die Produktivitätsverlangsamung sei daher die Folge, und nicht der Grund, des Falls der Profitrate. Diese Überlegung trifft nicht voll zu und steht sogar im Widerspruch zur Bedeutung, die Brenner der dominanten Rolle des Kapitalwachstums beimisst. Er vergisst dabei, dass sich die Beziehung Akkumulation –

Produktivität in ihrer Form verändern kann, worin gerade der Kern der Schwierigkeit liegt. Das chronologische Argument, wonach die Produktivitätsbewegungen den Profitratenbewegungen folgen und nicht vorausgehen können, reicht nicht aus, um eine – unbedingt strukturelle – Kausalität zu bejahen oder zu verneinen. (Dieses Argument spielt eine zentrale Rolle bei Weber und Rgby 1996.)

Man kann diese Überlegungen ohne algebraischen Formalismus beleuchten. Wenn eine bestimmte Menge von Kapitals pro Kopf immer die gleiche Quantität Arbeitsproduktivität erzeugte, dann wäre die Relation Akkumulation – Produktivität, deren Existenz niemand leugnet, konstant. Wenn aber das Akkumulationsergebnis auf Grund der Arbeitsproduktivität absinkt, dann wird das durch eine Verminderung der Kapitaleffizienz – anders gesagt der Produkte pro Einheit an Fixkapital – manifest. Eine solche Baisse hat in den 70er Jahren stattgefunden und eine große Rolle beim Sinken der Profitrate gespielt, worauf Brenner das Augenmerk lenkt. Das bedeutet aber, dass sich das Verhältnis Akkumulation – Produktivität verschlechtert hat, und dass die Produktivitätsverminderung in diesem Sinne eine autonome Komponente des Falls der Profitrate darstellt. Jeder Erklärungsversuch dieser Erschöpfung der Produktivitätsgewinne muss einen technologischen Ansatz (das tayloristische Paradigma hat sich erschöpft) und eine soziale Dimension (die Widerstände der Arbeitenden gegen die Verschärfung ihrer Ausbeutung) verbinden. Brenner ist so sehr mit seiner Polemik bezüglich der Theorie der Profit-Klemme beschäftigt, dass er die Autonomie der Produktionsfunktion negiert, und aus der Produktivität ein garantiertes – und sozusagen lebloses – Unterprodukt der Kapitalakkumulation macht.

Weiter geht es darum, als eine Funktion die Reaktion der Kapitalisten auf die Anhebung des Lohnes, in Form einer Beschleunigung des Pro-Kopf-Kapitals, zu beschreiben: Dieser Prozess unterscheidet sich formell von dem, was die Neoklassiker ›Substitution‹ nennen, aber er kann problemlos in die marxistische Analyse einbezogen werden. Das tun zum Beispiel Duménil und Lévy in ihrer Studie über den amerikanischen Kapitalismus (Duménil/Lévy 1996). Diese Wechselwirkung zwischen Lohn und Akkumulationsformen wird von Brenner, der den Einfluss des Lohns auf die bloße Mehrwertverteilung beschränkt, unterschätzt.

Die Expansion des Marktes ist ein Wink an Adam Smith und zugleich eine Referenz an das sogenannte »Kaldor-Gesetz«. Es geht um

folgende Idee: Zwischen dem Wachstum der Produkte und dem der Produktivität besteht eine Beziehung, die dazu führt, dass Produktivitätsgewinne bei einer bestimmten Akkumulationsrate nur wirksam werden, wenn sie von einer bedeutenden Marktexpansion getragen werden. Das ist ein wichtiges Ergebnis einer detaillierten sektoriellen Studie in drei europäischen Ländern (Frankreich, Deutschland und Vereinigtes Königreich) (Husson 1999). Diese Untersuchung weist eindeutig eine Beziehung zwischen Produktivitätsleistungen und dem Wachstum des Produktionsvolumens mittels eines Branchenvergleichs in der Manufakturindustrie nach. Das vorgeschlagene Modell setzt den Akzent auf die notwendige Kombination der Faktoren Angebot und Nachfrage, um die Produktivitätsentwicklung zu erklären, welche nicht nur vom Kapitals pro Kopf abhängt, sondern auch vom Produktionsvolumen, das heißt vom Niveau der Nachfrage. Aus diesem Grund kann man die Produktionssphäre nicht von der gesellschaftlichen Nachfrage trennen, und das nicht einmal dann, wenn es darum geht, das Wesentlichste in den Produktionsbedingungen zu analysieren. In diesem Sinne ist die Profitrate ein synthetischer Indikator, weil sie insbesondere über die Variationen der Arbeitsproduktivität die Bedingungen im Bereich der Nachfrage aufzeigt.

Die Lohnnorm ihrerseits hat einen doppelten Inhalt. Einerseits beschreibt sie die Formierung des Lohns in Funktion der Produktivitätsentwicklung. So betrachtet wird im Funktionieren des europäischen Kapitalismus eine signifikante Veränderung deutlich. In der expansiven Phase orientierte sich die Lohnsteigerung an der Arbeitsproduktivität, worin eines der wesentlichen, den ›Fordismus‹ definierenden Merkmale besteht. Aber seit Beginn der 80er Jahre hat sich zunehmend eine neue Referenz verallgemeinert: ein Nullwachstum des Reallohnes, das heißt eine Abkoppelung von den Produktivitätssteigerungen, die fast vollständig zur Hebung der Profitrate herangezogen werden. Diese grundsätzliche Veränderung darf nicht verschwiegen werden, wie es bei Brenners Ansatz – zu sehr auf die USA polarisiert – praktiziert wird.

Diese drei Funktionen – Produktionsfunktion, Marktausdehnung und Lohnnorm – tragen dazu bei, die Profitrate nicht nur als ein Maß für die Rentabilität des Kapitals, sondern auch als synthetischen Indikator der Kohärenz seines Funktionierens zu definieren. Dieser Ansatz geht auf Mandels Arbeiten zurück, der selbst folgende sechs, ›teilweise unabhängige Variablen‹, unterscheidet: (1) die organische Zu-

sammensetzung des Kapitals im allgemeinen und in den beiden gesellschaftlichen Abteilungen, (2) die Aufteilung des konstanten Kapitals in fixes und zirkulierendes Kapital, (3) die Entwicklung des Mehrwertes, (4) die Entwicklung des Akkumulationsgrades (Verhältnis von produktiv und unproduktiv konsumiertem Mehrwert), (5) die Entwicklung der Dauer des Kapitalumschlags, und (6) die Tauschverhältnisse zwischen den beiden gesellschaftlichen Abteilungen. Mandels These ist davon ausgehend folgende:

Die Geschichte des Kapitalismus – gleichzeitig Geschichte der Entwicklung seiner Widersprüche und seiner internen Logik – kann nur in der Kombination des Spieles der 6 Variablen beschrieben und verstanden werden. Die Schwankungen der Profitrate sind der Seismograph dieser Geschichte, weil sie am deutlichsten das Ergebnis dieses Kombinationsspieles ausdrücken. (Mandel 1997: 39) Diese Definition der Profitrate steht im Zentrum der Krisentheorien.

Konzeptionen der Krise

Eine Krisentheorie muss drei Kriterien genügen. Sie muss ermöglichen, die Nachkriegsexpansionsphase und die anschließende Wende, die ihr ein Ende gesetzt hat, zu verstehen. Außerdem muss sie die Tatsache, dass kein Ausstieg aus der folgenden rezessiven Phase gefunden wurde, reflektieren. Eine logische Minimalanforderung besteht im Anspruch einer kohärenten Erklärung dieser verschiedenen Aspekte, sodass nicht bei jedem Phasenwechsel von einem theoretischen Schema zum anderen gesprungen werden muss. Insofern liefert die Analyse der existierenden Krisentheorien ein wichtiges Ergebnis: die Unmöglichkeit einer eindimensionalen Erklärung. Anders gesagt reflektieren die meisten Schemata nur einen Teilaspekt, aber nicht die Gesamtheit des gestellten Problems. Die meisten plausiblen Erklärungen der Wende erlauben nicht, das Ausbleiben einer erneuten kapitalistischen Prosperitätskonstellation zu verstehen.

Da gibt es einmal den Ansatz den man »quantitative Theorie der Profitrate« nennen könnte. Die Profitrate wird hier nicht als eine synthetische Variable, sondern als Schwellenindikator angesehen. Das Unterschreiten eines bestimmten Wertes der Profitrate bedeutet Rezession, und nur beim Überschreiten einer bestimmten Schwelle kann die Akkumulation neu starten. Dieser Vorstellung wird durch ein seit 15

Jahren erarbeitetes Modell widersprochen, demzufolge eine Wiederherstellung der Profitrate keine Wiederbelebung der Akkumulation provoziert. Unverständlich bleibt in dieser Argumentation allerdings, warum eine Wiederherstellung der Profitrate die Akkumulation nicht zumindest in geringem Ausmaß nach oben zieht. Eine solche Vorstellung negiert im Grunde die synthetische Natur der Profitrate, das heißt, dass auch die Art und Weise, wie die Rentabilität wiederhergestellt wird, zählt, vielleicht ebensoviel wie das erreichte Niveau. Je nachdem, ob die Profitrate auf der Basis einer dauerhaften Kompression der Nachfrage oder durch einen Vorwärtssprung der Produktivität erreicht wird, ist ihre Wirkung unterschiedlich.

Ausgehend von den Grenzen dieses Ansatzes hat sich neuerdings eine marxistische Theorie des Parasitismus des Finanzkapitals entwickelt. Indem der Akzent auf das Finanzregime gelegt wird, soll versucht werden, das Ausbleiben einer Aufwärtsentwicklung der Akkumulation trotz einer hohen Profitrate zu erklären. Die Profitrate steigt, heißt es, zwar tatsächlich an, werde aber vom Finanzkapital angeknabbert und sei deshalb ungenügend. Diese Interpretation verwechselt sichtlich Extraktion des Mehrwertes und seine Verteilung, Folge und Ursache und damit Frage und Antwort. Was zu erklären ist, ist das Wachstum des nicht akkumulierten Mehrwertes. Die Antwort kann nicht darin bestehen, dass sich dieses Wachstum durch das der Finanzsphäre erklärt, die ja nur eine der Formen der Umverteilung des Mehrwertes ist. Meiner Ansicht nach ist das Gegenteil richtig: Das Wachstum der Finanzsphäre erklärt sich aus dem Wachstum des nicht-akkumulierten Mehrwerts. Die Umkehrung der Kausalität führt dazu, die Ausdehnung des Finanzsystems als eine Entnahme vom globalen Profit – dessen vollständige Investition in die Produktion damit verhindert wird – zu betrachten und nicht als ein Mittel der Umverteilung dieses Mehrwertes. Denn wohin wird dieser – über den Ausbeutungsprozess erpresste Wert – gelenkt? Bei der Annahme eines finanziellen Abzugs sieht es aus, als ob er in einer vom Kapitalzyklus abgehobenen ›Spekulationssphäre‹ verschwände. Nach dem materialistischen Ansatz wird er über komplexe Wachstumsprozesse umverteilt, um so letzten Endes von den Inhabern der Finanzeinkommen konsumiert zu werden. Auf der theoretischen Ebene entsprechen diese beiden symmetrischen Ansichten der Finanzsphäre zwei Theorien von Wert und Profit. Erstere ist additiv insofern, als der globale Profit aus der Summe seiner Bestandteile – industrieller Profit einer-

seits und finanzieller Profit andererseits – besteht, sodass man eine sogenannte, derzeit sehr viel gehandelte, ›Theorie des Portefeuilles‹ konstruieren kann: Die Akkumulationsrate sei schwach, weil der Profit aus Finanzanlagen über dem in der Industrie liege, die Kapitalisten also lieber spekulieren als investieren. Eine solche Kritik des Kapitalismus ist sicher populär, aber im Grunde sehr formalistisch, denn sie beruht auf einem regelrechten Finanzfetischismus, demzufolge die Börse genauso wie die Ausbeutung der Arbeit ein Mittel der Wertschöpfung ist (für eine detailliertere Kritik siehe Husson 1997). Brenner übernimmt diesen Ansatz nicht, eine widersprüchliche Formulierung ausgenommen, wenn er schreibt: »Die andere Facette bei der Weigerung der Kapitalisten, noch mehr Kapital in die Produktion zu stecken, war ihre Suche nach anderen Wegen, Geld zu machen.« (Brenner 1998: 207)

Das was man keynesianischen Marxismus nenne könnte, ist wie ein umgekehrter Schatten dieser, die Profitrate betreffenden Orthodoxie. Der Kern dieser Idee besteht in der Ansicht, dass die Blockierung der Nachfrage der Hauptgrund für schwaches Wachstum und Massenarbeitslosigkeit ist. Aber die Belebungsversuche keynesianischer Orientierung stoßen an die Grenzen eines, auf Grund der hohen Zinssätze, bremsenden *policy mix*. Auch diese theoretische Konstruktion wirft die Ordnung von Ursächlichkeit und Chronologie um. Die Erhöhung der Zinssätze fiel mit der resoluten Durchsetzung der neoliberalen Politik zu Beginn der 80er Jahre zusammen; sie ist nicht als Faktor für den Eintritt in die Krise zu identifizieren. Aber dieser sprunghafte Anstieg der Zinssätze fiel nicht vom Himmel. Man muss ihn als eine fundamentale Regulierungsvariable interpretieren, mit der Aufgabe, die Nachfrage an die neuen Modalitäten des Angebotes anzugleichen. In einer Situation, in der auf Grund einer universellen Lohnblockierung das Risiko einer großangelegten weltweiten Rezession bestand, hatte die Anhebung der Zinssätze in erster Linie die Funktion, die für die Entstehung einer ›dritten Nachfrage‹ notwendigen Transfers zu veranlassen. Der erste dieser Transfers erfolgt innergesellschaftlich: Das Steigen der Zinssätze ist ein Mittel, einen wachsenden Anteil des Nationaleinkommens zu Gunsten der Inhaber von Finanzpapieren umzuverteilen. Der zweite ist geographischer Natur und garantiert den Finanzfluss in Richtung der USA zur Finanzierung von Handelsdefizit und Staatsverschuldung. Der keynesianische Marxismus vergisst diese Entstehungsgeschichte und verkehrt seinerseits die Deter-

minanten, wenn er annimmt, dass der Ausstieg aus der Krise zur unbedingten Vorbedingung eine Senkung der Zinssätze habe. Demgegenüber muss festgestellt werden, dass die Zinssätze seither signifikant sanken, ohne dass das zur Wiederbelebung der Akkumulation geführt hätte. Deshalb muss eine zusätzliche Erklärung für die Aufrechterhaltung der niedrigen Zinssätze gefunden werden. Kurz gesagt, keiner der Ansätze erlaubt, den Übergang von einer Phase zur anderen im Rahmen einer langen Welle und die Verlängerung ihrer rezessiven Sequenz zu erklären.

Der Zusammenhang Produktivität – Akkumulation

Brenner kritisiert systematisch die Regulationstheoretiker, wenn diese die Produktivitätsverlangsamung als zentrales Element ansehen, und nimmt diesbezüglich eine, in einer früheren Arbeit entwickelte Position wieder auf (Brenner und Glick 1991). Sein Hauptargument, dass die Verminderung der Produktivität derjenigen der Akkumulation folgt, ist nicht wirklich überzeugend. Statt zwischen den beiden Variablen nur eine partielle Beziehung zu etablieren, ist eine globalere Behandlung des Problems notwendig.

Abbildung 3 macht die beiden Phasen der langen Welle deutlich, indem sie vier Kurven miteinander in Beziehung setzt, die die für sieben kapitalistische Länder (USA, Japan, Vereinigtes Königreich, Frankreich, Italien, Deutschland und Spanien) berechneten Entwicklungen aufzeigen. Man kann hier gut feststellen, wie drei dieser Variablen sehr parallel verlaufen, und von den hohen Werten vor 1970 abfallen: Es zeigt sich eine gleichzeitige Verlangsamung von Wachstum, Produktivität und Akkumulation. Man könnte die Inflation hinzufügen und die umgekehrte Bewegung der Arbeitslosigkeit, deren Profil durchaus ähnlich wäre.

Angesichts einer solchen Gleichzeitigkeit ist der Versuch, ›Folgen‹ und ›Ursachen‹ zu trennen nicht zutreffend. Hilfreicher ist hier das Schema einer strukturellen Determination der Produktivität, wie in der Abbildung 4 beleuchtet. Ausgegangen wird dabei von der Feststellung, dass in der Endphase der Produktion – sowohl im Waren- als auch Dienstleistungssektor – ein bedeutendes Potential an Produktivitätsgewinnen verbunden ist mit einer Investitionsdynamik (Beziehung 1) Diese Relation ist aber nur partiell und reicht nicht aus, die

Abbildung 3: Entwicklungslinien der kapitalistischen Ökonomie

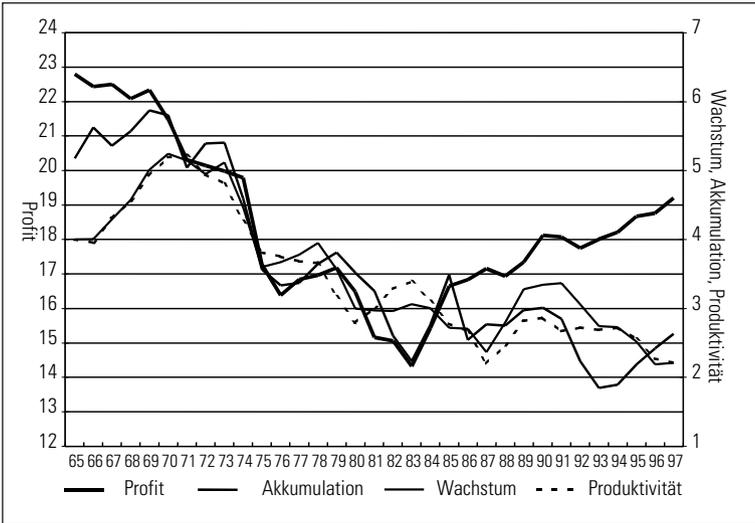
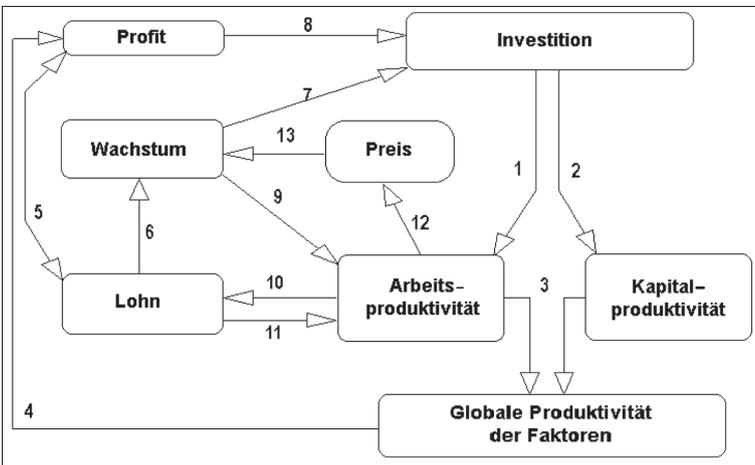


Abbildung 4: Eine strukturelle Bestimmung der Produktivität



Beziehungen zwischen Akkumulation und Kapitalproduktivität in ihrer Totalität widerzuspiegeln.

Es ist schon aufgezeigt worden, dass die gleiche Investitionstätigkeit mehr oder minder hohe Produktivitätsgewinne mit sich bringen kann. Diese ›Akkumulationsleistung‹ trägt also zur Bestimmung der Kapitaleffizienz bei (Beziehung 2). Die relative Entwicklung der Arbeitsproduktivität und der Kapitaleffizienz bestimmt die Ergebnisse hinsichtlich der globalen Produktivität der Faktoren (Beziehung 3). Man kann zeigen, dass schließlich die Entwicklung der Profitrate von der relativen Entwicklung dieser globalen Produktivität der Faktoren im Verhältnis zur Lohnentwicklung bestimmt wird (Beziehung 4 und 5) (Husson 1996).

Diese letzte Beziehung 5 zwischen Lohn und Profitrate provoziert ein *feedback*: jeglicher Wille die Profitrate aufrechtzuerhalten oder zu reetablieren muss sich notwendigerweise – bei einer gegebenen globalen Produktivität der Faktoren – im Ziel einer maximalen Lohnprogression konkretisieren.

Das so unter dem Blickwinkel der Lohnprogression definierte Ziel wird dazu beitragen – unter Anwendung diverser Mittel (Sparzinsen, Dynamik der Nicht-Lohneinkommen) – die Entwicklung des Produktes in Bezug zur realen Nachfrage (Beziehung 6) zu bestimmen. Das Ansteigen der Nachfrage führt seinerseits zu einer Investitionsdynamik (Beziehung 7). Auf gleiche Weise wird die Profitratenentwicklung die Formation des Kapitals beeinflussen (Beziehung 8). Damit steht man vor einer zweifachen Bestimmung der Akkumulation, die von Faktoren der Nachfrage und der Rentabilitätsbedingungen determiniert wird.

Das sogenannte *Gesetz Kaldor-Verdoorn* führt eine zusätzliche Beziehung zwischen Wachstum und Arbeitsproduktivität ein (Beziehung 9), während diese insbesondere im Bereich einzelner Sektoren zur Entwicklung des Reallohnes beitragen wird (Beziehung 10). Die Beziehung kann sich ebenfalls in umgekehrter Richtung etablieren, insofern als die Lohnentwicklung zum Teil die Arbeitsproduktivität mitbestimmen wird: Es geht um die Beziehung 11, der auch mit der Form der Investition selbst zu tun hat.

Die Produktivität und ihr sektorielles Profil tragen in besonderem Ausmass zur Fixierung der relativen Preise (Beziehung 12) statt, welche ihrerseits die Dynamik und die Orientierung des Wachstums nach Sektoren mitbestimmen werden (Beziehung 13). Die Elastizität zwi-

schen Konsumtion und Preisen ist ein wirkungsvolles Mittel der Nachfragesteuerung hin zu Sektoren mit hoher Produktivität und kann somit zum Ingangsetzen eines positiven Zyklus beitragen. Somit muss wohl das Schema in seiner Gesamtheit in Aktion gesetzt werden, wenn man die jüngste Geschichte der Bewegung des Kapitalismus rekonstruieren will.

Der Umschwung (die Wende)

Woher kommt der Umschwung? Um eine Antwort auf diese Frage zu versuchen, muss man die konkrete Geschichte und solche theoretische Konzeptionen, die gleichzeitig die Möglichkeit von Expansionsphasen und die Unausweichlichkeit periodischer Krisen integrieren, in Kongruenz bringen. Diese Artikulation ist äußerst komplex, denn die Theorien dürfen nicht ›zu perfekt‹ sein. So gibt es eine ›Katastrophen-Leseart‹, die die Krise so gut erklärt, dass unverständlich wird, warum sie nicht dauerhaft ist; und umgekehrt führen die harmonisierenden Ansätze zu der Frage, wie eine so gut geölte Mechanik nie durcheinander kommen sollte. Von den theoretischen Konzepten kann man auch nicht verlangen, dass sie einen universellen und zeitlosen, für alle Krisensituationen brauchbaren Interpretationsrahmen zur Verfügung stellen, denn damit würde ihre historische Dimension negiert. Brenner kann ein solcher Vorwurf nicht treffen, denn seine Arbeit stellt einen reichhaltigen Beitrag zur konkreten Geschichte des Kapitalismus dar. Aber sein unikausales theoretisches Schema erlaubt nicht, den Übergang von einer zur anderen Phase ausreichend zu erklären.

Diese Spannung zwischen Chronologie und Theorie zieht eine grundsätzliche Differenzierung zwischen strukturellen Ursachen der Krise und den brutalen Formen ihres Erscheinens nach sich. Ohne Schwierigkeiten könnte man zeigen, dass der Ort des Krisenausbruchs immer einen ›falschen Schuldigen‹ bezeichnet, eine oberflächliche Kausalität. So hat man 1973-74 sofort von einem ›Erdölshock‹ gesprochen, wobei ganz einfach einen unmittelbar rezessionsauslösenden Faktor und die wirklichen Gründe vermengt wurden. Die Börsen sind der bevorzugte Entstehungsort von Krisen, nicht etwa, weil die Finanzsphäre die Hauptdimension wäre, sondern weil sich dort sozusagen die natürliche Szene befindet, auf der die notwendig gewor-

dene brutale Abwertung des Kapitals stattfindet. Dieses Interpretationsproblem existiert auch im Rahmen des sehr traditionellen Marxismus: Wie und unter welchen Bedingungen kann eine Tendenz, wie die des Falls der Profitrate, regelmäßige Turbulenzen erzeugen? Die diesbezügliche Schwierigkeit kommt in einer großen Definitionsvielfalt des Terminus ›Krise‹ zum Vorschein, der sowohl für den brutalen Schock eines Krachs, als auch für das Eintauchen in eine dauerhafte Krise verwendet wird. Drei theoretische Figuren erlauben, auf diesem Terrain weiterzukommen: die Akkumulation der Widersprüche, die Umkehr der positiven Zyklen, die Unterscheidung zwischen langfristigen und kurzfristigen Variablen.

Die erste, für die Lektüre der Krise nützliche Figur ist die der akkumulierten Spannungen. Dafür kann das Bild einer berstenden Stauwand herangezogen werden: Die Katastrophe passiert ganz plötzlich, ist aber Ergebnis einer langfristigen Abnutzung. Die erste Breche kann winzig sein, löst aber einen qualitativen Veränderungsprozess aus, provoziert ein Ungleichgewicht, das schließlich zum Bruch führt. Unbedeutend ist, wo der erste Spalt entstanden ist: seine Lokalisierung sagt nichts über die Kausalität aus.

Wenn man in der gleichen Metapher weiterdenkt, so ist die Position eines Mandel bei der Analyse des Nachkriegskapitalismus die eines Beobachters, der bei der Beobachtung der Stauwand vor ihrem Bersten gleichzeitig zeigt, warum diese bisher gehalten hat und warum sie dem sich potenzierenden Druck nicht widerstehen kann. Wenn man einen der Parameter dieser Prognose übersieht, produziert man einen unilateralen und leicht zu kritisierenden Diskurs. Das erklärt übrigens, warum Mandel zwischen widersprüchliche Kritiklinien geraten ist. Einerseits waren es Dogmatiker, die ihm die These, der Kapitalismus habe seine Widersprüche aufgelöst, zuschrieben. Im gegenteiligen Sinn warfen ihm andere vor, ständig den Zusammenbruch des Systems vorzusehen.

Ein zweites analytisches Instrument ermöglicht die Beobachtung, auf welche Weise positive Anordnungen sich progressiv in ihr Gegenteil verkehren und zugleich Beschleuniger des Widerspruches werden können. Die Inflation, zum Beispiel, enthält eine Reihe von Vorteilen für die Kapitalfinanzierung. Sie beschränkt sich darauf, die Widersprüche über einen längeren Zeitraum auszubreiten, bis zu dem Moment, wo sie sich in ihr Gegenteil, das heißt in ein Hindernis für die kapitalistische Krisenregelung verwandelt. In den Analysen des Nachkriegs-

kapitalismus kann festgestellt werden, dass die Inflation eine große Rolle spielt, und wenn sich auch die neoliberale Wende rund um das Schlagwort ›Kampf gegen die Inflation‹ organisiert, besteht das wirkliche Ziel selbstverständlich darin, als neue Norm die Lohnbeschränkung durchzusetzen. Dazu musste man wohl dieses Regulationsinstrument, das zu einem Hindernis für die Politik der Krisenbekämpfung wurde, beiseite schaffen. Die gleiche Überlegung kann man auf die Sozialabgaben anwenden, oder in jüngster Zeit auf die Militärausgaben, denen allgemein eine antirezessive Wirkung zugeschrieben wurde, während Mandel einer der wenigen Theoretiker war, der deren widersprüchliche Dimension erkannte, insbesondere deren zunehmendes Gewicht in der Herausbildung des Profites.

Eine letzte Unterscheidung sollte schließlich zwischen langfristigen und kurzfristigen Variablen vorgenommen werden. Der Übergang von der langen expansiven Welle zur langen rezessiven Welle kann nur als eine globale Transformation der kapitalistischen Konstellation verstanden werden, die Mandel mittels einer Kombination der früher zitierten »teilweise unabhängigen Variablen« zu analysieren vorschlägt. So wird sich keine dieser Variablen plötzlich umdrehen, was zur folgenden, m.E. wesentlichen Bemerkung führt. Die Krise, als Bruch, bezieht sich auf ein abruptes Abfallen bestimmter Variablen. Aber die Krise in ihrer Dauer kann nicht anders erklärt werden, als das Ergebnis einer, im Rhythmus unterschiedlichen Entwicklung der strukturellen Variablen. Die allgemeine Rezession 1974-75 beschließt die Expansionsphase. Als abrupte Rezession kann sie nicht direkt mit den tendentiellen Produktivitätsschwankungen und noch weniger mit der langsamen Entwicklung der Nachfragestruktur erklärt werden. Es sind aber trotzdem diese tektonischen, langsamen, unterirdischen Bewegungen, die zur Krise und ganz besonders zum Nicht-Austreten aus der Krise führen, auch wenn diese selbst die konkrete Form eines Ausbruchs, eines Erdbebens oder einer Springflut annimmt. Die Krisenerzählung und ihre historische Analyse erfordern deshalb die Fähigkeit, in der »Ungleichzeitigkeit der Zeit« zu denken, um einen treffenden und nicht nur metaphorischen Ausdruck Bensaïds zu übernehmen (Bensaïd 1995; diese Überlegung stützt sich auch vielfach auf die wesentliche Arbeit von Francisco Louçã 1997).

Für eine andere Leseart

Das ökonomische Hauptproblem, das vom zeitgenössischen Kapitalismus gestellt wird, wird in der Abbildung 4 voll beleuchtet. Bis zum Beginn der 80er Jahre geht die Entwicklung der Profitrate präzise mit der der anderen strategischen Variablen – Akkumulationsgrad, Wachstumsrate, Produktivitätsfortschritt – einher. Ihre gleichzeitige Abschwächung zeigt die Globalität der Krise, die den Kapitalismus in der Mitte der 70er Jahre trifft. Nach einer kurzen keynesianischen Unterbrechung, von 1975-1980, tritt man in die aktuelle neoliberale Phase ein, die durch eine zunehmende Abkoppelung der Profitrate, die sich tendenziell wieder erholt, von den anderen, weiterhin stagnierenden Variablen, charakterisiert wird. Anders ausgedrückt: Der zeitgenössische Kapitalismus wird durch eine neuartige Konfiguration gekennzeichnet, die ein hohes Rentabilitätsniveau mit sehr mittelmäßigen Produktivitäts- und Wachstumsergebnissen kombiniert. Diese Feststellung kann relativiert oder bestritten werden, indem die Glaubwürdigkeit der Statistiken in Frage gestellt wird, oder auch mit dem Argument, dass auf Grund der Abzweigung durch das Finanzkapital die »gute« Profitrate reduziert werde. Aber solche Einwände können die aufgezeichneten Tatsachen, die es zu erklären gilt, nicht substantiell in Frage stellen (für eine präzisere Darstellung siehe Husson 1997 und Husson 1999).

Eine zusätzliche Problematik stellt das Solowsche Paradox dar, das besagt: »Das Computerzeitalter ist überall sichtbar, außer in den Produktivitätsstatistiken.« (Solow 1987) In den Produktionsbedingungen wie auch in der Organisation der Lohnarbeit haben tatsächlich sehr tiefgehende Veränderungen stattgefunden, auch unabhängig vom Volumen des akkumulierten Kapitals. Das kommt aber nicht in Produktivitätsgewinnen zum Ausdruck, und die Wiederherstellung der Profitrate wurde ja nicht, wie weiter oben entwickelt, durch einen Vorwärtssprung der Produktivität erzielt. Alle diese Merkmale weisen auf eine ziemlich unbekannte Konfiguration in der Geschichte des Kapitalismus hin.

Wenn auf das Solowsche Paradox geantwortet werden soll, muss die Rolle der entscheidenden Variablen, das heißt der Produktivität unterstrichen werden. Mittels einer, auf eine detaillierte sektorielle Studie gestützten Interpretation, werden die Widersprüche, die die gegenwärtige Situation belasten, noch unterstrichen. Festgestellt wer-

den kann, dass latent ein autonomer technischer Fortschritt besteht und mit bedeutenden virtuellen Produktivitätsgewinnen einhergeht. Die Mobilisierung dieser Potenziale stößt aber auf eine dreifache Grenze:

- In der ungenügenden Akkumulation bestehe eine Bremse für die Verbreitung neuer Ausstattungen und die rasche Erneuerung des Stammkapitals;
- Die zunehmende Verbindung von Industrie und Dienstleistungen im Zentrum des Produktionsapparates selbst könne dazu beitragen, die globalen Produktivitätsergebnisse dauerhaft nach unten zu ziehen;
- Die unzureichende Dynamik der Nachfrage verstärke noch den vorher beschriebenen Prozess und füge als spezifischen Faktor das Auseinanderfallen von Nachfrage und produktivem Angebot hinzu, einerseits auf Grund der geringeren Elastizität der Nachfrage bezüglich der Preise der neuen Produkte, und andererseits auf Grund der Verlagerung der gesellschaftlichen Nachfrage in Richtung weniger produktiver Dienstleistungen.

Kein technologisches Potential kann voll realisiert werden, wenn die sozialen Bedingungen dieser Umsetzung fehlen, das heißt, eine zahlungsfähige Nachfrage und ihre Übereinstimmung mit der Dynamik gesellschaftlicher Bedürfnisse. Die keynesianische Stagnationserklärung übersieht gerade diese Doppelbedingung, denn das Volumen der tatsächlichen Nachfrage reicht nicht aus, es muss außerdem die, im Hinblick auf die erzielte Rentabilität, »guten« Industrien anpeilen. So muss festgestellt werden, dass die Paradoxien der Produktivität im Grunde aus einer zu raschen Assimilation von technischem Fortschritt und sozialer Arbeitsproduktivität entstehen.

So ergibt sich uns das Bild einer Krise, die die kapitalistischen Modalitäten, soziale Bedürfnisse zu erkennen, einschränkt, und die Form einer grundsätzlichen Abkoppelung zwischen sozialer Nachfrage und technischem Fortschritt annimmt. Der technische Fortschritt wird sozusagen in Sektoren wirksam, die vom Standpunkt der gesellschaftlichen Nachfrage nicht vorrangig sind. Es geht hier um ein strukturelles – zum Großteil nicht umkehrbares – Auseinanderfallen, das zu folgendem Widerspruch führt: Jede Erhöhung der Lohnmasse wird natürlich wieder in den ökonomischen Kreislauf injiziert, aber nicht am richtigen Ort. Anders gesagt, wird sie gerade die Nachfrage in den Sektoren mit den virtuell höchsten Produktivitätsgewinnen nicht aus-

reichend stimulieren und geht hin zu Sektoren mit geringer Produktivität. Gerade hier liegt einer der Hauptgründe für die Schwierigkeit, ein hohes Wachstum trotz eines neuerlichen Anstiegens der Profitrate wiederzufinden.

Diese Leseart der Krise ermöglicht in einem Rückblick, die Entwicklungslinie der kapitalistischen Ökonomie seit einem halben Jahrhundert zu beleuchten. Die Bewegung ist im Grunde die einer Modifikation der gesellschaftlichen Nachfrage weg von den Industriegütern, bei denen hohe Produktivitätsgewinne erzielt werden, hin zu den oft kollektiven Dienstleistungen, wo es kaum um mit dem Automobil vergleichbare Waren geht. In dem Maß, wie die Befriedigung dieser Bedürfnisse die Kapitalrentabilität zu beinträchtigen droht, wird sie als Einschränkung behandelt und damit nur im geringst möglichen Ausmaß befriedigt. Da die sozialen Bedürfnisse eines großen Teils der armen Weltbevölkerung in diese Kategorie fallen, findet im Weltmaßstab eine gigantische Produktionsverweigerung statt: besser nicht, als unterhalb der Profitnorm produzieren. Bei einem solchen Prozess geht es selbstverständlich um langfristige strukturelle Veränderungen, und diese können nicht zur Erklärung der Auslösung der Krise herangezogen werden. Aber sie stehen in Bezug zur radikalsten Dimension der Marxschen Kritik, die sich nicht damit begnügt, die Regulationsprobleme des Kapitalismus herauszuarbeiten, sondern die auch sein rezessives Funktionieren antizipiert.

Eine der modernsten Passagen dieser Kritik, die auch die aktuelle Debatte über das Ende der Arbeit betrifft, findet sich in den Grundrissen: »Sobald die Arbeit in unmittelbarer Form aufgehört hat, die große Quelle des Reichtums zu sein, hört und muss aufhören, die Arbeitszeit sein Maß zu sein und daher der Tauschwert [das Maß] des Gebrauchswerts. Die Supplusarbeit der Masse hat aufgehört, Bedingung für die Entwicklung des allgemeinen Reichtums zu sein, ebenso wie die Nichtarbeit der Wenigen für die Entwicklung der allgemeinen Mächte des menschlichen Kopfes. Damit bricht die auf dem Tauschwert ruhende Produktion zusammen, und der unmittelbare materielle Produktionsprozess erhält selbst die Form der Notdürftigkeit und Gegensätzlichkeit abgestreift. Die freie Entwicklung der Individualitäten, und daher nicht das Reduzieren der notwendigen Arbeitszeit um Surplusarbeit zu setzen, sondern überhaupt die Reduktion der notwendigen Arbeit der Gesellschaft zu einem Minimum, der dann die künstlerische, wissenschaftliche etc. Ausbildung der Individuen durch

die für sie alle frei gewordene Zeit und geschaffnen Mittel entspricht. Das Kapital selbst der prozessierende Widerspruch [dadurch], dass es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren strebt, während es andererseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt. Es vermindert die Arbeitszeit daher in der Form der notwendigen, um sie zu vermehren in der Form der überflüssigen; setzt daher die überflüssige in wachsendem Maß als Bedingung – *question de vie et de mort* – für die notwendige. Nach der einen Seite ruft es also alle Mächte der Wissenschaft und der Natur, wie der gesellschaftlichen Kombination und des gesellschaftlichen Verkehrs ins Leben, um die Schöpfung des Reichtums unabhängig (relativ) zu machen von der auf sie angewandten Arbeitszeit. Nach der anderen Seite will es diese so geschaffenen riesigen Gesellschaftskräfte messen an der Arbeitszeit, und sie einbannen in die Grenzen, die erheischt sind, um den schon geschaffenen Wert als Wert zu erhalten.

Die Produktivkräfte und gesellschaftlichen Beziehungen – beides verschiedene Seiten der Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums – erscheinen dem Kapital nur als Mittel, und sind für es nur Mittel, um von seiner bornierten Grundlage aus zu produzieren. In fact sind es die materiellen Bedingungen, um sie in die Luft zu sprengen.« (Marx 1953, S. 593f.)

Was die Behandlung der Widersprüche innerhalb des Kapitals betrifft, bewegt sich Brenners Ansatz nicht auf dem Niveau dieser hier zitierten Interpretation. Das Herausstechende seines Beitrags liegt vor allem in der Berücksichtigung der internationalen Dimension. Jede Kriseninterpretation muss sowohl mit der besonderen Geschichte jedes nationalen Kapitalismus, wie auch mit der Strukturierung der Weltwirtschaft konfrontiert werden. Brenner besteht zurecht auf den inner-kapitalistischen Widersprüchen, wobei allerdings eine gewisse Unterschätzung der Globalisierungseffekte festzustellen ist. Denn diese bewirken eine Verschärfung im Funktionieren des beschriebenen Modells, indem zunehmend die Bestimmung einer einheitlichen sozial notwendigen Arbeitszeit im Weltmaßstab realisiert wird. Nirgends auf der Welt kann ein Bedürfnis befriedigt werden, wenn das nicht nach den Normen der Industrien der wettbewerbsfähigsten Länder abläuft. So lautet die Regel, die sich jetzt zunehmend durchsetzt, auf die sich die kapitalistischen Konkurrenten verständigen und die nicht allein von ökonomischen Mechanismen abhängt. Man muss, im Gegenteil, feststellen, dass die Institutionen des weltweiten Kapitalismus

bewusst auf die Konstitution eines Weltmarktes hinsteuern, ein Aspekt, den Brenner nicht hinreichend berücksichtigt.

Wenn den interkapitalistischen Beziehungen Priorität eingeräumt wird, hat das auch den Nachteil, das Gewicht der grundlegenden Sozialverhältnisse zu relativieren. In dieser Hinsicht könnte gegen Brenner selbst eine Kritik geltend gemacht werden, die er an den Regulationstheoretikern übt, wenn er ihnen vorwirft, das Grundverhältnis Kapital-Arbeit zu ignorieren. Genau dieses eben ist in der Krise; es geht wirklich um mehr als eine Regulationskrise, um eine Systemkrise. Wie auch die Regulationisten, wenn auch aus anderen Gründen, unterschätzt Brenner die Tiefe der aktuellen Krise, ohne allerdings in die ständigen harmoniefreudigen Irrtümer dieser Schule zu verfallen.

Die unterschiedlichen Kriseninterpretationen haben verschiedene Implikationen bezüglich der Mittel aus ihr herauszukommen. In einer wohl etwas zu sehr polemischen Kritik unterstreicht Andy Kilmister zum Beispiel dass »die politische Schlussfolgerung, die am klarsten aus Brenners Arbeit zu ziehen ist, reformistischer Natur ist: Die USA, die Europäische Union und Japan müssten akzeptieren, ihre Produktion zu koordinieren und die Märkte möglichst gerecht aufzuteilen.« (Kilmister 1999) Ist diese Behauptung wirklich ungerecht? Sie entspricht recht gut dem letzten Kapitel von Brenners Arbeit, wo er die verschiedenen möglichen Entwicklungen des Globalkapitalismus untersucht. Die wesentlichen Parameter, die er zu diskutieren akzeptiert, sind im Grunde technologischer Natur – bewegen sich die USA auf einen High-tech-Zyklus zu – oder auch geopolitischer Natur: Ist ein weltweites Arrangement denkbar, oder geht es auf eine neue brutale Rezession zu, auf Grund von synchronisierten Austeritätspolitikern, das heißt wegen des Fehlens an Koordination?

Vielleicht ist das ein europäischer Standpunkt, aber die Tiefe und Dauer der Krise scheinen uns mit einer anderen Frage in Zusammenhang zu stehen, die die Möglichkeit der Reproduktion der Legitimation des Kapitalismus zum Inhalt hat. Kann dieses System dauerhaft funktionieren bei einer solch unstablen Kohärenz, die ganz unverhohlen die Unausweichlichkeit einer sozialen Regression dekretiert?

Literatur

- Aglietta, Michel (1980): »La dévalorisation du capital: études des liens entre accumulation et inflation«, *Economie appliquée*, Tome XXXIII, 2: 54-88.
- Bensaïd, Daniel (1995): *La discordance des temps*, Paris: Editions de la Passion.
- Boyer, Robert et al. (1977): *Approches de l'inflation: l'exemple français*, Paris: Cepremap.
- Brenner, Robert et Glick, Mark (1991): »The Regulation Approach: Theory and History«, *New Left Review*, 188: 54-119.
- Brenner, Robert (1998): *The economics of global turbulence*, *New Left Review*, 229.
- Carchedi, Guglielmo (1991): *Frontiers of Political Economy*, Verso.
- Duménil, Gérard et Lévy, Dominique (1994): *The U.S. Economy since the Civil War: Sources and Construction of the Series*, Paris: Cepremap. Données provisoires actualisées: <http://www.cepremap.cnrs.fr/~levy/uslt46.txt>
- Duménil, Gérard/Lévy, Dominique (1996): *La dynamique du capital*, Paris: PUF.
- Husson, Michel (1996): *Misères du capital. Une critique du néolibéralisme*, Paris: Syros.
- Husson, Michel (1997): »Contre le fétichisme de la finance«, *Critique communiste*, 149.
- Husson, Michel (1999): *Les ajustements de l'emploi. Une critique de l'économétrie bourgeoise*, Lausanne: Page deux.
- Kilmister, Andy (1999): »Marxists and economics«, *International Viewpoint*, january.
- OECD (1998): *Perspectives économiques* n°64.
- Mandel, Ernest (1997): *Le troisième âge du capitalisme*, Les Editions de la Passion.
- Mandel, Ernest (1995) [1980]: *Long waves of capitalist development. A marxist interpretation*, Verso.
- Marx, Karl (1953): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin.
- Marx, Karl (1973): *Das Kapital*, Bd. 3, MEW 25, S.202, Berlin
- Solow, Robert (1987): »We'd Better Watch Out«, *New York Times Book Review*, July 12.
- Weber, Michael and Rigby, David (1996): *The Golden Age Illusion*, New York: The Guilford Press.